



Varina Walenda, 1988 in Heidelberg geboren, studierte Medizin in Marburg und lebt seit 2014 in Berlin. Walenda arbeitet als Assistenzärztin in der Psychiatrie. Sie ist medienübergreifend künstlerisch tätig und dabei inspiriert vom breiten Spektrum der menschlichen Existenz, dem sie täglich begegnet. »Dopamin & Pseudoretten« ist ihr Debütroman.

© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2023

Lektorat: Tino Schlench

Korrektur: Kristina Wengorz

Umschlaggestaltung und Satz: HawaiiF3

Satz: Fred Uhde

Druck und Bindung: BALTO print, Vilnius

ISBN 978-3-86391-388-5

www.voland-quist.de

Dopa

VARINA WALENDA

ROMAN

Pseudo

retten

min



TAXI

Alle meine Taxifahrten vor Berlin waren dramatisch. Stiegen wir in ein Taxi, ging es um Leben und Tod. Alles Geringere ließ es zu, auf den Bus oder auf Papa zu warten, der mit dem Auto aus der Musikschule kommen und uns auflesen würde. Unsere Eltern hatten keine Handys und wir nie Guthaben drauf.

Mit sechzehn hatte ich einmal bei Minus-irgendwas-Grad den letzten Bus verpasst. Es lief darauf hinaus, dass ich im Bahnhofshäuschen hätte pennen müssen. Ich steigerte mich gerade in die vage, aber vielleicht gar nicht so abwegige Angst hinein, in dieser Nacht zu erfrieren, als ich das Taxi sah. Es stand einfach da. Mit laufendem Motor in der eisigen Schwärze des Bahnhofsvorplatzes. Als wartete es auf mich. Wir hielten vor unserem Haus, ich lief schnell rein und holte Geld aus dem geheimen, not-so-geheimen Geldversteck meiner Eltern.

Als Oma gestorben ist, fuhren wir mit dem Taxi zum Heim, weil wir Papa nicht erreichen konnten. Ich saß auf der Rückbank und schwankte emotional zwischen Verzweiflung und wohligem Kribbeln im Bauch. Ich wurde so schön in die Sitze gedrückt. Taxifahren war ein ungewohnter Luxus und fühlte sich an wie im Film. Verfolgen-Sie-das-rote-Auto-mäßig.

In Omas Appartement roch es laut Marcel nach toter Oma. Davor habe es auch schon so gerochen. Und das seit Wochen. Er meinte, der Tod habe sich so bereits angekündigt.

»Hinterher ist man immer schlauer«, sagte ich.

Jetzt fahre ich mit Kostüm-Irina in ihre Wohnung nach Charlottenburg. Vermutlich zum Vögeln. Im Radio läuft irgendetwas Bekanntes. Ich komme weder auf Titel noch Interpret, bitte aber den Taxifahrer, lauter zu machen. Es fängt an zu regnen. Aus irgendeinem Grund verstärkt Regen den Sound von Reifen auf Asphalt. Aber ich will jetzt nichts von der Außenwelt mitbekommen.

Wir fummeln ein bisschen. Zumindest lege ich Irina die Handfläche auf die Strumpfhose. Zum Glück ist sie aus Baumwolle und saugt meinen Schweiß auf. Immer diese feuchten Hände. Die habe ich von meiner Mutter geerbt.

Dann sind wir da. Irina geht Geld holen oder tut so und lässt mich und den Taxifahrer warten.

Meine Psychologin würde sagen, ich bräuchte das nicht zu machen. Ich müsste mir nichts beweisen. Schon gar nicht über Geschlechtsverkehr.

Marcel hingegen würde mich runtermachen, wenn ich meinen nicht vorhandenen Schwanz einziehen würde.

»Schlappschwanz«, würde er texten, und ich würde das Tränenlachende Emoji zurückschicken. Aber in Wirklichkeit wäre ich verletzt. In Wirklichkeit wäre ich das Emoji, dem zwei Tränenbäche übers Gesicht laufen.

Weil er recht hätte.

Die Taxifahrer Augen und meine treffen sich im Rückspiegel. Ich fühle mich von rund fünfzig Jahren Menschenkenntnis durchleuchtet und ziehe meine Kapuze tief ins Gesicht. Ich schaue durch den Regen auf eine nichtssagende Altbaufassade. Nichtssagend bis eben. Weil: Ab jetzt ist das hier das Haus, in dem Irina wohnt.

Im Rückspiegel kleben immer noch die Augen des Taxifahrers.

»Was gibt's?«, frage ich.

»Nichts«, sagt er, »erinnerst mich an jemanden.«

»Und an wen?«

Keine Antwort.

»Berufskrankheit«, sagt er schließlich, »man denkt dauernd, man kennt jeden.«

*

Irina bewahrt ihr Gras in einer Holzdose mit afrikanischen Schnitzereien auf. Ich sinniere, ob das schon Cultural Appropriation ist, sich so eine Dose als Deko-Objekt ins Wohnzimmer zu stellen. Dann nehme ich noch einen tiefen Zug. Es fühlt sich plötzlich sehr gut an auf ihrer leicht durchgesessenen Couch. Ich sinke in das Velours wie in einen Schoß. Die Angst wird heruntergedimmt. Wie schon auf der Dachterrasse neulich lockert sie ihren Würgegriff. Gut möglich, dass sich die meisten Leute immer so fühlen wie ich mich gerade auf Irinas Couch.

»Die Glückshormone, die man auf Drogen ausschüttet«, sagt Irina, »sind vom Körper selbst hergestellt. Sie schlummern gut verpackt in kleinen Bläschen im Gehirn. In den Vesikeln. Drogen sind nur die Stecknadeln, die die Vesikel aufpiksen.«

So habe ich das noch nie gesehen.

»Vesikel«, sage ich genüsslich. »Ganz schön geizig vom Gehirn, das ganze schöne Glück für sich zu behalten.«

»Auf Vorrat«, sagt Irina.

Sie dreht sich zur Seite, um nach dem Aschenbecher auf ihrer Kommode zu greifen, und da entdecke ich eine raue Stelle an ihrem sonst makellosen Hals. Wie ein Rotweinfleck auf einem weißen Hemd.

Ich will die Stelle berühren, den Übergang zur unversehrten Haut befühlen, sie genau da küssen. Die Angst ist so weit zurückgedrängt, dass ich nun doch unbedingt mit ihr schlafen will.

»Ich ...«, sage ich, und dann endlich küssen wir uns. Bekifft und besoffen und in dem Moment so was wie glücklich.

Wir kommen uns näher. Meine Lippen finden ihr linkes Schlüsselbein. Ich öffne den Mund, und genauso vorsichtig wie bei der Buchseite fahre ich ihr mit der Zungenspitze über die Haut. In meinem Kopf zerplatzen lautlos die kleinen Bläschen und kippen ihren Inhalt großzügig in meine Blutbahn.

Wir sitzen lange so da. Ich spüre Irinas Atem in meinen Haaren und frage mich, ob auch sie findet, dass sie nach Kerzenwachs riechen. Das hat mir mal meine Ex-Freundin gesagt.

Schließlich fangen wir langsam und beinahe unaufgeregt an, uns auszuziehen. Als ich die Hose abstreife, knallt meine Gürtelschnalle auf die Dielen. Irina kriegt die Strumpfhose nicht gleich über die Fersen. Diese kleine Verzögerung im Betriebsablauf nimmt mir total den Druck. Wir knutschen, und ich lasse mir meine Delfin-Boxershorts ausziehen. Das ist okay. Nur den Binder behalte ich an.

»Dachte ich's mir«, sagt Irina und grinst.

»Schlimm?«, frage ich.

Eine Antwort bleibt aus. Stattdessen ist da plötzlich Irinas warme Zungenspitze zwischen meinen Beinen.

*

Ich wache auf dem Sofa auf und friere. Es ist eine gute Kälte, als hätte ich so tief geschlafen, dass ich beinahe erfroren wäre. Mehr als ein paar Stunden waren es nicht.

Eine Weile liege ich nur so da und beobachte, wie es draußen langsam immer heller wird. Ich muss ans Malen mit Wasserfarben denken. Vor allem daran, wie sich die Farbe aus dem Pinsel löst, wenn man ihn ins Wasser taucht. Ich versuche, mich an das letzte Mal zu erinnern, als ich Sex hatte. Es muss kurz vor

der Trennung von meiner ersten Freundin gewesen sein. Aber es ist zu lange her. Mein Kopf liefert keine Details mehr. Sex wie den mit Irina hatte ich jedenfalls noch nie. Ich glaube, ich hatte einen vaginalen Orgasmus, dabei gibt es das doch eigentlich gar nicht.

Ich liege lange so da, obwohl ich ohnehin nicht mehr einschlafen werde. Dann stehe ich auf und ziehe mich langsam an. Irina muss irgendwann ins Bett gegangen sein. Als ich eingeschlafen bin, lagen wir noch gemeinsam auf dem Sofa.

Die Schlafzimmertür ist zu. Ich traue mich nicht nachzuschauen, ob sie noch schläft. Stattdessen blicke ich mich im Wohnzimmer um. Eine Wand ist kahl bis auf ein Bild in der Größe eines DIN-A4-Blatts. Gestern ist es mir nicht aufgefallen.

Eine Achterbahn schraubt sich über das Bild. Eine Metapher für die Höhen und Tiefen eines Lebens drängt sich mir auf. Aber irgendetwas sorgt für eine Irritation. Ich gehe näher ran, und da bemerke ich, dass die Achterbahnschienen verrostet sind.

Plötzlich fühle ich mich an die DNA erinnert, wie sie in meinem Biologiebuch abgebildet war. »Der alles determinierende Code« war das Bild untertitelt.

An der anderen Wand bemerke ich jetzt einen Setzkasten. Vielfarbige Objekte ruhen in jedem der winzigen Fächer. Einige sind aus Glas, manche aus Gips oder Kunststoff. Ich strecke die Hand aus, ich kann dem Impuls nicht widerstehen, eine der Figuren herauszunehmen. Da erst erkenne ich, dass es sich um Vulven handelt. Schnell ziehe ich die Hand zurück. Dabei spricht eigentlich nichts gegen Vulven.

Im Bad wuschele ich mir durch die Haare und nehme mir vor, diese möglichst bald zu waschen. Bevor ich den Heimweg antrete, gehe ich noch mal pinkeln. Weil: Im Stehen an irgendeiner Straßenecke kann ich ja nicht.

»Du bist ein Trottel«, sage ich zu meinem Spiegelbild, aber das hat eigentlich keine tiefere Bedeutung in diesem Moment. Im Gegenteil. Ich war lange nicht so mit mir im Reinen wie jetzt gerade.

Ich pumpe Flüssigseife aus einem gläsernen Spender auf meine Hände. Hände, mit denen ich gestern Irina zum Orgasmus gebracht habe. Tolle Hände sind das. Die Seife riecht nach Vanille. Schwer und süß. Nach dem Händewaschen stecke ich den Seifenspender in meine Sweatjacke. Dann stelle ich ihn doch wieder zurück.

Ich hänge in der Luft. Besser gesagt meine Füße, die in gefakten Dr. Martens stecken. Mein linkes Bein verdeckt zur Hälfte einen Aufkleber mit einem durchgestrichenen Koffer. Ich sitze trotzdem hier. Ich bin schließlich kein Koffer.

Über die Schulter schaue ich durch die Scheibe in den nächsten Wagen, der sich in der Kurve entfernt, um sich auf der Geraden wieder anzunähern. Ich beobachte, wie zwei Mädchen Selfies von sich machen und in ihre Handys schmollen.

Die noch tief stehende Sonne blitzt zwischen Häuserfassaden hervor und erzeugt in der S-Bahn einen Strobo-Effekt. Haus – kein Haus – Haus – kein Haus in ganz schnellem Wechsel. Ich habe mal gehört, dass das ein ganz guter Selbstcheck ist, ob man Epilepsie hat. Deswegen versuche ich auch, möglichst lange direkt hinzuschauen. Dann rasen wir in einen Tunnel.

Ich will nicht nach Hause. An der nächsten Haltestelle steige ich aus. Die Rolltreppe steht. Zwei Männer in Arbeitsoveralls reparieren daran herum. Einer kniet in einer Art Schützengraben am Fuß der Rolltreppe, der andere reicht ihm Werkzeug. Sie unterhalten sich, sagen Sachen wie: »Schon wieder die sechsundachtzig, die macht's nicht mehr lange«, oder: »Da muss bald der Umwälzer raus, geht in de Zehntausende! Wenn ick die Kohle hätte ...«

Genau hören kann ich es nicht, und vermutlich gibt es auch gar keinen Umwälzer. Aber passen würde es schon.

Ich nehme die Treppe und fahre dann mit der nächsten, funktionierenden Rolltreppe hoch ans Tageslicht. Wie nie zuvor bin

ich fasziniert, wie reibungslos sich die Metalllamellen ineinanderschoben, jede Stufe mehr und mehr an Höhe verliert, bis sie schließlich wie Wasser in einem Infinitypool mit dem Horizont verschmilzt. Nicht, dass ich je in einem geschwommen wäre.

Ich bin so übernächtigt, dass ich bereue, meine Sonnenbrille nicht dabei zu haben. Wahrscheinlich habe ich sie sowieso verloren. Ich beschließe, an einer Bude mit Blick aufs KaDeWe eine Currywurst zu essen, obwohl ich Vegetarier bin und kein Curry mag. Aber mit Wurst ist das ein emotionales Ding.

Das Fritteusenfett für die Pommesbeilage ist noch nicht heiß. Es ist früh für Fast Food. Ich muss kurz warten. Berlin reibt sich noch das Hoggar Night aus den Augen.

»Ohne Curry«, sage ich zur Wurstverkäuferin.

»Schmeckt doch nicht!«, sagt sie.

»Okay«, sage ich, »dann halt normal.«

Ich stelle mich an einen Stehtisch. Es fühlt sich gut an, mit aufgestützten Ellenbogen zu lungern und zum KaDeWe rüberzuglotzen, als gäbe es nur diesen einen Morgen. Warum wollen alle, dass die Nacht nicht vergeht?

Ich will lieber das hier konservieren. Diesen Morgen danach.

Als ich aufgegessen habe, beschließe ich, ins KaDeWe zu gehen. Zum ersten Mal. Ich überquere die Straße und stelle fest, dass es erst in einer halben Stunde aufmacht. Egal, ich habe Zeit. Auf halbem Weg über die Straße setze ich mich auf eine Verkehrsinsel, daddle am Telefon und schreibe Marcel.

»Hab sie flachgelegt.«

Dann lösche ich die Nachricht wieder. Sie klingt nicht so, als hätte ich sie verfasst.

»Diese Nachricht wurde gelöscht«, bleibt im Chat zurück, und ich lasse das erst mal so stehen.

Die Spiegelung der Deckenbeleuchtung huscht über den glänzenden Boden, während ich Richtung Rolltreppe gehe. Die unpersönliche Atmosphäre ist eine Wohltat. Ich fühle mich abgetrennt von dieser Welt, die ich mir nicht leisten kann. Wie unter Schutzatmosphäre verpackt.

Mit der Rolltreppe fahre ich wahllos in irgendein Stockwerk und beginne, mich umzusehen. Außer mir sehe ich nur zwei Verkäuferinnen. Sie sorgen unermüdlich dafür, dass die Regale und Ständer wie unangetastet wirken. Als wäre das hier ein unbewohnter, fremder Planet. Auf indirekt beleuchteten Tafeln stehen italienische Namen, die wie Cocktails klingen. »Einen Dolce & Gabbana, bitte«, flüstere ich vor mich hin. »Machen Sie den hier mit Bananensaft?«

Ich schaue mir die Gucci-Sachen genauer an. Eine der wenigen Marken, von denen ich schon einmal gehört habe. In irgendwelchen Gangster-Rap-Tracks, ohne dass ich dabei ein Bild von dieser Kleidung vor Augen gehabt hätte.

Ich habe es hier mit mir absolut fremder Materie zu tun. Keine Ahnung, ob mir die Sachen gefallen. Sie sind überraschend bunt, vor allem, wenn man bedenkt, dass die meisten, die sich solche Klamotten leisten können, quasi nur Schwarz tragen. Es ist, als hätte man die Blusen meiner Oma mit den Trikots einer neuen Trendsportart fusioniert. Manche Stoffe fühlen sich kühl und glatt an. Mein fettiger Handabdruck bleibt wie ein Schatten auf dem seidigen Stoff zurück, dabei habe ich ihn kaum berührt.

Ich stocke bei einem T-Shirt, das über und über mit goldenen Fliegen bestickt ist. Auf Brusthöhe hat es einen grünen und einen roten Streifen.

Ich gehe zu den Umkleidekabinen. Der Boden dort ist mit einem sehr weichen Teppichboden ausgelegt. Ich glaube, man

spricht in diesem Zusammenhang von Flor. Das finde ich passend für einen Bodenbelag.

Die Umkleidekabine ist aufwendig ausgeleuchtet, sodass die eigenen Sachen beschissen, die neuen Klamotten aber hervorragend aussehen.

»Brauchen Sie Hilfe?«, fragt eine Verkäuferin jenseits des schweren Vorhangs.

»Nee, danke!«, sage ich zu meinem Spiegelbild. Meine Mundwinkel sind mit Currysauce verkrustet.

Ich streife meine Sweatjacke ab und ziehe dann mein Shirt aus. Es ist blau, ein Werbegeschenk von O2. Meine Brust wird vom Bustier flach gepresst.

Die Verkäuferin lässt nicht locker. »Ich kann Ihnen gerne eine andere Größe bringen, falls etwas nicht passt.«

Ist denn nicht offensichtlich, dass ich das Shirt klauen will? Jegliche Form der Beratung ist an mir verschwendet.

Statt es anzuprobieren, ziehe ich meine alten Sachen wieder an und hänge das Shirt auf links über den Bügel. Möglichst umständlich, damit die Verkäuferin gleich kurz beschäftigt ist. Dann verlasse ich die Umkleidekabine. Im Vorbeigehen murmele ich etwas wie, dass ich es mir noch überlegen müsse. Die Verkäuferin äußert Verständnis und macht sich daran, das Shirt zu entheddern. Wenn sie scheiße findet, wie ich das Vierhundert-Euro-Teil behandelt habe, lässt sie es sich nicht anmerken. Aber Verkäuferinnen in solchen Läden lassen sich nie irgendwas anmerken. Die eigene Meinung ist ihnen bei der Ausbildung zur Einzelhandelsfachfrau aberkannt worden.

Ich stelle mir vor, dass sie als Abschlussprüfung einen Testparcours im Kaufhaus durchlaufen. Dabei müssen sie immer freundlich bleiben, obwohl die Kunden immer schwieriger werden. Ein Kind lässt sein Schokoeis auf eine Seidenbluse fallen. Einer Kundin platzt der Reißverschluss, und sie schreit die angehende

Verkäuferin an, diese habe ihr die falsche Größe gebracht. Zum krönenden Abschluss schießt ein Kampfhund aus einer Umkleidekabine heraus und beißt sich an der Wade des Prüflings fest. »Was für ein süßer Hund!« – Bestanden.

Ich gehe ruhig zurück, an den Auslagen vorbei. Bei Gucci verlangsame ich meinen Schritt. Ich lasse irgendein anderes Shirt vom Bügel rutschen, was aufgrund des Fabrikats mühelos gelingt. Der nächste Griff muss sitzen, und ich habe das hundertmal geübt. Ich knülle das Shirt blitzschnell zusammen und stopfe es unter meine Sweatjacke. Dann gehe ich unendlich langsam, nicht ohne einer anderen Verkäuferin freundlich zuzunicken, zur Rolltreppe. Man darf sich niemals beeilen.

In jeder Etage geht es eine halbe Umrundung zur nächsten herabführenden Rolltreppe. Diese Schikane ist eingebaut, damit man eventuell doch noch etwas kauft. Ich schaue mir einen Stapel Jeans an, tue so, als würde ich nach meiner Größe suchen, diese aber nicht finden.

Wenn ich etwas richtig gut kann, dann klauen. Das Geheimnis besteht darin, es so lange wie möglich auszukosten. Im Erdgeschoss habe ich beinahe vergessen, dass ich das Gucci-Shirt habe mitgehen lassen.

Ich bin bereits auf der Zielgeraden zum Ausgang, als ich die Schaufensterpuppe sehe. Sie trägt ein T-Shirt mit dem Aufdruck »#selfie« und eine Sonnenbrille vor den blinden Augen. Ich bemerke, dass selbst meine Jacke Schweißflecken hat, als ich den Arm um sie lege. Mein Unterbewusstsein lässt sich nicht so leicht linken.

Auf dem Foto ist meine Kapuzenjacke im Bauchbereich ausgebeult. Ich sehe fett aus, aber mein Duckface sitzt.

»He!« Ein Verkäufer kommt auf mich zu.

Ich lasse die Puppe los und hebe entschuldigend die Hand. Der Verkäufer lächelt neutral und dreht ab.

Als ich die Glastüren passiere, geht der Alarm los. Jetzt sprinte ich, so schnell ich kann.

Das Adrenalin kickt in der U-Bahn rein. Gucci, denke ich, geil.